

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nun läutete die Dorfglocke den Feierabend ein. Das Sonnenrot war blaß geworden, wie matter Dunst über schwelendem Feuer, und die Schatten verstärkten sich. Ein feiner Nebel umzog die Wälder des Fläming. Der Himmel nahm an Bläue zu, die sich dunkler schattierte; die Lichterfunken in der Natur erloschen einer nach dem andern. Der ganze Glanz verging, und die Dämmerung hub an.

„Ich muß heim,“ sagte Annemarie. „Ist das nicht Behfuß, der mich holen will?“

„Ja,“ entgegnete Otto und ängte über die Wiese, „das ist er. Und ich weiß auch, weshalb er kommt. Mit mir im Zuge fuhr Ihr Herr Bruder, Durchlaucht der Fürst.“

„Was — Volko?“

Der Student nickte. „Unerwartet wie ich. Wir haben uns einen Leiterwagen genommen und sind hergerattert; ich stieg aber schon am Vorwerk aus. Ihr Herr Bruder war in Zivil. Dabei eine Frage, Durchlaucht: Wie geht es Prinz Jost?“

„Nicht gut, Herr Reschke. Er hat ewig was; er ist schrecklich zart. Sie besuchen ihn doch?“

„Aber natürlich. Notabene, wenn Sie glauben, daß er es gern sieht.“

„Ach, Herr Reschke, das ist doch selbstverständlich!“... Annemarie suchte mit den Schultern. Und dann fragte sie neugierig: „Sind Sie schon Doktor?“

„Nein, noch nicht. Liebers Jahr vielleicht.“

„Und wahrhaftig Mediziner?“

„Wahrhaftig Mediziner...“

Behfuß kam näher. Seine Silhouette wuchs: ein langes Schattenbild. Es war alles edig an dem Mann; die Schultern fielen fast rechtwinklig ab und das Gesicht bildete ein hartes Biered. Das war Behfuß, der letzte der Getreuen. Er war einmal Feldwebellieutenant gewesen, zur Zeit, da es diese Charge noch gab, und war dann auf allerhand Umwegen Schlossverwalter in Gotternegg geworden. Aber er wohnte mit seiner Frau, an der, im Gegensatz zu ihm, alles rüchlich war und geschwungene Kurve, allein im Schlosse. Residenz des Fürsten war schon seit langen Jahren, seit Auflösung des Hofhalts und dem Zerfall der Glorie, das „alte Haus“.

Sechs Schritt von der Gruppe entfernt blieb Behfuß stehen und zog seinen Zylinderhut: ein Monstrum von Hut, im Schwarz eine Bronzefärbung und die Krempe nebelgrau. Auch der dunkelblaue, langschöpige, eng zugeknöpfte Rock mit seinem hohen Kragen und dem merkwürdigen Faltenfall der Schöße hatte etwas Vorweltliches und Unwirkliches.

Behfuß stand wie angegossen und sagte kein Wort, und die Prinzessin rief: „Lieber Behfuß, ich komme schon! Sie

woll'n mich doch holen? Soll'n wieder einmal der Vorstabler sein? Ich komme schon...“ Und dann gab sie Oreta einen Kuß und Otto die Hand und ging auch wirklich.

Sie schritt nicht, sondern sprang an der Seite von Behfuß daher. Es war ein lustiges Tänzeln, und nicht auf dem schmalen Wege, sondern im Wiesengrün, ein Juden der Füße und Stehenbleiben und wieder ein Weiterhüpfen. Zuweilen lief sie voran und machte dann kehrt und lief wieder zurück oder raffte eine Handvoll Butterblumen und Margareten aus dem Grase auf oder pflückte eine Pustelslume und zerließ sie in die Luft. Und hatte hundert Fragen: Wie sieht Volko aus? Ist er wirklich auf einem Leiterwagen gekommen? Trägt er immer noch die Schnurbarenden spit in die Höhe? Hat ihn Jost schon gesehen? Schläft er im roten Zimmer oder im Velfter Kabinett? Was hat Madame zu dem Ueberfall gesagt? Gibt es Quark zum Abendbrot oder nein, heute gibt es wohl einen warmen Braten? —

So fragte sie und noch viel mehr. Behfuß antwortete immer sehr kurz, aber äußerst respektvoll und mit einer halb heiseren, wie eingeroftet klingenden Stimme; und wenn er antwortete, neigte er devot das Biered seines Kopfes nach dem Rechte der Schulter hinüber.

Plötzlich blieb Annemarie stehen. Am Parktor tauchte eine große, vierschrötige Gestalt auf.

„Herr Besten!“ rief die Prinzessin und lief dem Hünen mit ausgebreiteten Armen entgegen. Der fing sie auf, strich rasch einmal mit seiner starken Hand zart und leicht über ihr Haar und faßte sie dann, Behfuß hinter sich lassend, an die Rechte und schritt links weg mit ihr in den Park hinein.

„Prinzessin,“ sagte er, „ich bin Ihnen entgegengekommen, weil ich ein Wort mit Ihnen sprechen wollte. Ihr Bruder Volko ist eingetroffen, Sie wissen es, und morgen wird Fürst Herrfurth erwartet, und ich denke mir, da wird es wieder allerhand Szenen geben.“

„Denk' ich mir auch,“ fiel Annemarie lachend ein.

„Nun ja, dagegen ist nichts zu machen, und zur Klarheit muß es schon kommen. Aber ich habe Sorge um Jost. Er ist so leicht erregbar und seine Gesundheit sowieso nicht die beste. Ich möchte ihn von den Unterredungen zwischen dem Fürsten Herrfurth und Volko fernhalten — und dabel sollen Sie mir helfen, Annemarie.“

Die Prinzessin nickte und hing sich an den Arm Bestens.

„Das tu' ich gern,“ sagte sie. „Es ist richtig: Jost regt sich nur auf, und Volko macht doch was er will. Aber bei den Verhandlungen wird Jost notwendig sein! Wenn Volko wirklich abdanken muß, geht der Fürstentitel auf ihn über.“

„Das sind Dinge familienrechtlicher Natur, die sich von selbst verstehen, jedenfalls nicht zu vermeiden sind. Ich meine: dagegen kann sich Jost gar nicht wehren. Aber das Vorher möchte ich ihm ersparen. Sie üben einen starken Einfluß auf ihn aus. Sagen Sie ihm, es sei durchaus nicht

nötig, daß er der Aussprache beizuwohnen habe, und versuchen Sie ihn zurückzuhalten. Er kann ruhig in seinem Zimmer bleiben."

Annemarie roch an einer Rose am Wege. „Gut. Ich weiß sogar noch etwas Besseres. Der Otto Reische ist angekommen. Ich werde Besuß zu ihm schicken, er möge morgen früh Jost besuchen."

„Sehr schön. Das ist vortrefflich. Die beiden Freunde werden sich viel zu erzählen haben, und dann hat Jost seine Ablenkung. Ich danke Ihnen für die gute Idee."

Annemarie knickte. „Es ist mir eine Freude gewesen, Monsieur. Ich sage Monsieur, weil wir heute unsern französischen Tag haben —"

„Ch bien — continuons en français —"

„Halten Sie Monologe!" rief Annemarie. „Ich habe Hunger und will erst einmal in die Küche, zu sehen, ob es zu Ehren Volkos einen Festbraten gibt! Au revoir, Monsieur le Baron! . . ."

Das war er wirklich. Er war ein Freiherr von Belten und paßte mit seiner Armut in dies Fürstenhaus, auf dessen Krone das Gold verblühen war. Er stand mutterseelenallein auf der Welt und war der Letzte seines Geschlechts. Da hatte er den Freiherrn aufgegeben und fallen lassen, wie ein nutzlos gewordenes Kleidungsstück, wie etwas Abgetragenes oder auch wie eine hindernde Last. Vor fünf Jahren war der arme Kandidat nach Gotternegg gekommen, damals in der Hoffnung, in Ruhe seine Studien beendigen und sein Gehalt als Sparpfennig zurücklegen zu können. Er hatte gerechnet, ein Jahr werde er hier bleiben, nicht länger. Nun waren fünf daraus geworden, und ein Jahr reihte sich an das andere, und es wurde eine Kette, die ihn fester und fester umschlang. Er hatte Jost und Annemarie heranwachsen sehen, und an der liebevollen Zärtlichkeit, die ihm die Geschwister entgegenbrachten, erwärmte er sich sein verwaistes Herz. Auch diese Kinder standen allein wie er selbst, und es wäre ihm schwer geworden, sie zu verlassen. Denn er war ihnen mehr als der beratende Mentor: er war ihnen Vater und Mutter zugleich; er hegte eine um so größere Liebe zu ihnen, als sie in einer Dürftigkeit lebten, die sich auch durch Fleiß und Arbeit nicht bannen ließ: sie waren bemitleidenswert und wollten es doch nicht sein. Da hielt er denn aus in dieser freiwilligen Verbannung, von einem Jahr zum andern, und noch mehr konnten es werden. Er zwang sich, nicht an die Zukunft zu denken; er wollte es nicht.

Er schaute Annemarie nach, die hurtig davonsprang. Ihr dunkelrotes Wollentkleid flammte noch durch das Grün, das sich in Fliederhecken über den Rasen schob. Sie war quer über das Rondell gelaufen und mitten durch die Boskette und streifte im Fluge ein paar Hände voll Blätter ab, die warf sie in die dunkelnde Luft. Dabei stieß sie einen jubelnden Schrei aus, einen Jaudzer, unartikuliert, einen Laut der Seligkeit. Sie war immer voll Trohsinn und jaudzte oft grundlos, als müsse der Sonnenschein, der ihr Herz füllte, sich in Tönen ausströmen. So war die Kindheit Annemaries: ein Himmel, der voller Wolken stand, und darunter war es licht.

Belten hatte sich gewendet. Er hatte tagsüber bei Jost gegessen und wollte noch einen kurzen Spaziergang durch den Park machen, ehe er in das Haus zurückkehrte. Durch die große Ahornallee sah er Besuß gehen, der sich immer noch gern Schloßintendant nannte, dem bronzegedönten Zylinder zum Trotz und ob schon sein Verwaltungsdienst kläglicher Art war. Belten hatte den Alten gern. Auch der blieb, wie ein eisernes Inventarstück des Hauses, und sagte kein Wort des Widerspruchs und fragte auch nie, daß er nur dann und wann einmal, wie hingeworfen, einen Bruchteil seines Gehalts bekam. Im ganzen verödeten Schlosse hatte er die sogenannte Kastellanswohnung inne: zwei kleine Zimmer, und vor dem Fenster lag ein Stück Gartenland, das seine Frau bebaut. Da hausten die beiden. Aber sie hatten auch viel im „alten Hause" zu schaffen, wo die Bedienung mangelhaft geworden war. Es kam vor, daß der Herr Schloßintendant fünf Paar Stiefel zu putzen hatte.

Ja, das kam vor. Er hatte einmal gesehen, daß Prinzessin Annemarie höchst eigenhändig mit Schmierfeder und Bürste über ihre Schuhe gefahren war und sie kräftig poliert hatte; und da war ihm die Beschäftigung nicht mehr entwürdigend erschienen. Auf Würde hielt man nicht viel im „alten Hause"; die Würde war dahingegangen mit dem klingenden Golde, oder aber sie versteckte sich schein. Denn sie

hätte nur eine groteske Figur gespielt im zerklüfteten Fürstenmantel, der die zersehte Schleppe durch eine gährende Armseligkeit schleifte. Sie wäre in Gotternegg zur Spottgeburt geworden.

Es war frisch geworden am Abend nach dem glühheißten Tage. Belten spürte: es fiel auch der Tau. Im Parke häuften sich die Schatten und wuchsen. Es lag aschgrau unter den großen Bäumen und umdunkelte sich immer mehr, als eile der Tag, von dieser verfallenden Herrlichkeit Abschied zu nehmen. Aber wie der alte Park verfiel, darin lag doch eine wundervolle Größe. Es war eigentlich kein Verfall, sondern nur eine Loslösung von der Etikette und war die Rettung zur Freiheit. Seit langen Jahren war hier keines Gärtners Hand mehr tätig, die auf Schnitt und Form geachtet hätte: der Zeremonienmeister fehlte. Und nun reckte der Park sich in seiner neuen Freiheit und wuchs wild und ungestüm empor, und über brechende Aeste kletterte neues Leben und über zertrümmerte Statuen der Efeu, und auf den Rasenflächen blühte eine bunte ungezogene Flora und sprengte das Grün mit hundert Farben, und zwischen edlen Trieben schossen die Wildlinge auf, und so war es wie draußen im Walde. Es war wunderschön in dieser strohenden Leppigkeit und ungerügten Ueberfülle: zwischen Weizenfeldern und Rosenparterres, die einem einzigen ungeheuern Buschen gleichen, zwischen Dornröschenwänden und Taglilien und unter den rauschenden Wipfeln, die über mannshohem Graze sich wiegen, das seine grünen Belten über einen vom Sockel gestürzten Sandsteinfau zusammenfügte. Es war wunderschön, weil hier auch die vornehme Einsamkeit Raft hielt und eine träumerische Melancholie; die ging wie sacht's Erinnerung durch den Park und schritt gleich einer Hüftrau durch die dämmerumwebten Laubhallen und stand auch im prallen Sonnenglanze auf der stillen Wiese am Weiher, der so ganz mit den Blättern der Wasserrose bedeckt war, daß sein Spiegel nur hie und da in großen, ölig schillernden Flecken hindurchleuchtete. Das war die Welt, in der Jost und Otto Freunde geworden waren.

Und mitten in dieser Traumwelt erhob sich das Schloß. An ihm schritt Belten vorüber. Einen Augenblick blieb er stehen und schaute zu dem dunklen Rasen hinauf, dessen lange Fensterreihen toten Augen gleichen, erloschen vor zu raschem Leben und ganz schwarz im tiefer fallenden Dämmer. Die Platanen hatten Herbst für Herbst Massen von trockenem Laub auf die Treittreppe geschüttet, und das staute sich hier und lag hochgeschichtet, bis die Novemberstürme es aufrührten. Die Sandsteintlöwen zu seiten der Treppe zerbröckelten, und ein Ahorntrieb hatte sich zwischen zwei Granitplatten einer Stufe gedrängt und sie auseinandergedrängt und wuchs lustig empor, und man wehrte ihm nicht.

In seiner massiven Unformlichkeit sah das Schloß wohl stattdich aus; es war ein Kolos und imponierte durch seine Größe. Aber es war Abend. Da sah man nicht überall die Spuren des Verfalls und die klaffenden Wunden an dem Riesenkörper, sah auch nicht den breiten Riß, der quer durch das Wappenbild über dem Hauptportal ging. Nur Belten sah ihn, weil er ihn kannte. Er sah ihn auch jetzt wieder und ging eilends weiter. Für dies verunsichere Schloß mit seinen malerischen Einzelheiten hatte kein ästhetisches Empfinden viel übrig. Oft saß er im braunen Laub auf der Terrassentreppe und sann. Aber der Riß im Wappen tat ihm weh.

Er ging weiter und schnelleren Schritts; denn es wurde Zeit zur gemeinsamen Abendmahlzeit: ging zwischen den Rotbüchern hindurch, in deren Gezweige noch einige zerrissene Saiten der abgestimmten Aeolsharfen schaukelten, die einst hier ausgespannt gewesen waren, und dann an düsteren Douglaskiefern vorüber nach dem „alten Hause". Es war früher das Rentamt gewesen: wirklich ein altes Haus, aber malerisch wie alles in diesem wunderlichen Winkel, tief in ein wirres Gespinnst von wildem Wein und Heckenjasmin hineingebettet, mit kleinen Fenstern, hohem, grün bemooßtem Dach, auf dem ein neugedeckter Flecken ziegelrot hervorblinnte.

Als Belten um die Ecke bog, sprang ihm Annemarie entgegen. Sie kam aus der Küche, und die Mamsell hatte ihr anvertraut, es gäbe eine Rehteule zum Abendbrot, dazu Kartoffelsalat und nachher einen Zitronenaussauf. Gegen den letzteren hatte Annemarie nichts einzuwenden; aber die Rehteule imponierte ihr in keiner Weise. Denn alles, was Braten hieß an der fürstlichen Tafel, kam aus den Wäldern der Herrschaft, und auch der Freude am Rehrbraten wird man einmal überdrüssig, wenn der Genuß sich allzu oft wiederholt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine schlaflose Nacht.

Skizze von Hermann Wagner, Großschönau.

(Nachdruck verboten.)

Es war eine kalte Nacht im Februar 1915.

Die kleine galizische Stadt war wie ausgestorben. Viele Hunderte von Flüchtlingen hatten sie noch in letzter Stunde verlassen, da das Gerücht umging, die Russen könnten jede Stunde kommen. Die Türen waren geschlossen, niemand zeigte sich auf der Straße, da und dort grüßte traurig ein matt erleuchtetes Fenster.

Um den runden Familientisch herum saßen die hiergebliebenen Mitglieder der Familie des alten Notars Sigmund Bolecki. Man sprach nur dann und wann ein halbes Wort. Ein dumpfes Angstgefühl schnürte den drei Menschen die Kehle zu. Der Notar hatte den Kopf vornübergebeugt und blickte milde vor sich nieder. Seine Frau sah ihn zuweilen an, wollte etwas sagen, schwieg dann aber doch lieber. Die zwanzigjährige Tochter Elfriede, eine dunkle Schönheit, blätterte nervös in einem Buche.

„Gott,“ seufzte Frau Bolecka, „ich wollte, wir wären doch lieber nicht hiergeblieben.“ Die zwei verheirateten Söhne nämlich hatten zwei Tage vorher mit ihrer Familie die Stadt verlassen. Sie waren in Sicherheit.

„Warum?“ fragte der Notar. „Es ist nötig, daß einige führende Leute in der Stadt verbleiben, man wird sie brauchen. Fürchtet euch nicht, es wird euch nichts geschehen.“

In diesem Augenblick fielen draußen Schüsse. Die Frauen schrien erschreckt auf. „Himmel,“ ächzte Frau Bolecka, „das ist draußen auf der Gasse!“

„Ruhe,“ sagte der Notar mit blassen Lippen.

Die Schüsse verstärkten sich, man konnte sie einzeln nicht mehr unterscheiden, es war ein wildes, wirres Feuern. Wütende laute Schreie tauchten auf und versanken wieder. Der Lärm jagte fort, lebte an anderer Stelle wieder auf, schwächer und geistloser.

„Das sind die Russen,“ stöhnte Frau Bolecka zitternd.

„Nur Ruhe,“ mahnte der Notar gefaßt.

Aber es war fast, als wolle sich auch sein Antlitz versteinern, als im gleichen Moment die Haustüre unten aufgerissen wurde und irgendwo in wilden Sägen die Treppe herausgeschleudert kam. Alle Blicke richteten sich starr auf die Türe.

Diese sprang mit einem jähen Strich auf. Ein Mann trat schreckbebedet auf die Schwelle. Es war ein österreichischer Offizier. Er war atemlos und sagte leuchtend nur die Worte: „Wollen Sie mich verbergen?“ Er rang nach Atem und setzte gleich hinzu: „Es ist für Sie gefährlich, es geht um Ihren Kopf. Aber wir müssen noch diese Nacht Verstärkungen erhalten. Und morgen früh ist die Stadt von Russen wieder frei.“ Er sah sie alle scharf an. „Wollen Sie? Dann schnell!“

Die Frauen spürten einen starken Schreck im Magen. Sie waren unfähig, auch nur aufzustehen. Elfriede weinte plötzlich. Es war eine nervöse Schwäche. Frau Bolecka aber hielt die Hände vor ihr Gesicht, als könne sie so eine Erscheinung bannen. Nur der Notar war ruhig geblieben.

Er stand auf, und auf seinem Gesicht glänzte eine Entschlossenheit, die sonderbar weich war. Er sagte mit erstickter Stimme: „Selbstverständlich wollen wir. Kommen Sie mit!“

„Wohin?“ fragte der Offizier.

„Es war, als habe der Notar den Fall schon völlig und in allen Einzelheiten überdacht. „Nicht in den Keller. Auf den Dachboden. Im Gebälk dort werde ich Sie verstecken. Man wird Sie nicht finden.“

Ohne einen Laut von sich zu geben, warteten die Frauen zehn bange Minuten. Dann kam der Notar zurück. Er war sehr ernst. „Gott möge uns helfen,“ sagte er. Dann legte er einen Finger auf den Mund. „Nun schweigt.“

*

Eine knappe halbe Stunde später war das Zimmer voll russischer Soldaten, die von einem Leutnant befehligt wurden, einem nicht mehr jungen Mann mit schwarzem Vollbart, dessen Augen etwas unangenehm Stechendes hatten.

Der Leutnant stellte sich mit knappen Worten vor und sagte in stichendem Polnisch: „Herr Notar, man hat es gesehen, daß ein österreichischer Offizier in Ihr Haus entflohen ist. Falls Sie ihn versteckt haben, dann ist es noch Zeit, daß Sie ihn aus freien Stücken verraten. Sonst suchen wir ihn. Und finden wir ihn, dann werden Sie erschossen.“

„Wir wissen nichts,“ sagte der Notar mit einer halben Wendung zu den Frauen hin, „das muß ein Irrtum sein.“

„Nichts?“ wandte sich der Leutnant scharf an die Frauen.

„Nein,“ sagten die beiden wie aus einem Munde.

„Gut,“ sagte der Leutnant und gab seinen Soldaten einen Wink, „suchen!“ Und er schob sich, während die Soldaten sich lärmend entfernten, einen Stuhl an den Tisch heran, setzte sich, lächelte sonderbar und sagte: „Haben Sie es sich auch ganz klar gemacht, was geschieht, wenn wir ihn finden?“

Die Frauen schwiegen, von seinem furchtbaren Lächeln im Innersten getroffen.

„Gewiß,“ sagte der Notar.

„Und Sie bestehen darauf, daß er nicht da ist?“

„Wir wissen von nichts,“ beharrte der Notar.

„Gut, so wollen wir warten.“

Es vergingen zehn, zwanzig, dreißig Minuten. Das Haus war von einem hastenden Lärm erfüllt. Schwere Stiefel trampelten an allen Ecken und Enden, Türen wurden auf- und zugeschlagen, Möbel gerückt, Stühle zur Erde geworfen, Lachen und Flüchen mengte sich durcheinander, es war, als demolierten tobende Geister das Haus.

Aber allmählich wandelte sich der Lärm in tiefe Stille. Das Zimmer war plötzlich wieder mit russischen Soldaten angefüllt. Und ein Unteroffizier meldete dem Leutnant: „Herr, er ist nicht da.“

„Alles durchsucht?“

„Alles.“

Der Leutnant stand auf, behielt sein grausames Lächeln, verbeugte sich und sagte: „Danken Sie Gott, es wäre Ihr Tod gewesen.“ Und damit entfernte er sich, während die Soldaten ihm folgten.

Wenige Minuten später lag das Haus wieder in der früheren Stille da.

Den Frauen schien es die Sprache verschlagen zu haben. Elfriede weinte wieder. Frau Bolecka preßte die Hände gegen die Schläfen. „Was tun wir nun?“ stöhnte sie.

„Warten,“ sagte der Notar. „Wir werden diese Nacht nicht schlafen. Aber wir werden die Lampe auslöschen.“

Und dann saßen sie alle, Stunde um Stunde, in toter Finsternis.

*

Gegen Morgen — die Zeit mochte auf drei gehen — wurden sie durch ein plötzliches leises Kluffen der Türe aus einem traumhaften Halbschlaf geweckt. Ein Mann schob sich vorsichtig ins Zimmer, der Mond beleuchtete dürrig seine breite russische Soldatenmütze.

Die Frauen ließen hysterische Schreie aus, die qualvolle Nacht hatte jede Widerstandsfähigkeit in ihnen gebrochen. Der Notar richtete sich mühsam auf. „Wer ist da?“ fragte er auf Polnisch.

„Ni!“ machte der Soldat. Er kam näher, drückte einen Finger auf den Mund und flüsterte: „Keine Angst, Herr! Ich habe den Herrn Offizier gefunden. Ich habe ihn gefunden, als ich eben ein Versteck für mich selber suchte, denn ich habe es satt, dieses elende Leben zu führen. Lieber sterbe ich!“ Aber er sicherte leise in sich hinein, als sei es ihm mit diesem Vorhaben, zu sterben, durchaus nicht ernst. „Wissen Sie, Panie, was der Herr Offizier oben zu mir gesagt hat? Daß noch heute morgen die Oesterreicher kommen und die Russen wieder zur Stadt hinausjagen. Dann wird er sich meiner annehmen. . . Oh, es ist gut, daß ich ihn gefunden habe! Die anderen waren dünn, sie konnten nicht finden. Der schöne, breite, versteckte Balken — er ist wie ein Zimmer! . . . Ach, fast hätte mich der Herr Offizier erschossen, als ich ihn so plötzlich fand, während die andern schon fort waren! Aber ich sagte zu ihm: „Gnädiger Herr, bitte, machen Sie Platz. . . machen Sie Platz einem armen Menschen, der sich fürchtet. . . oh, ich bin still, ich schweige!“ So ließ er mich herauf zu sich. Und wir haben immer abwechselnd geschlafen und gewacht. Und jetzt schickte er mich herunter zu Ihnen, Panie, ob Sie nicht etwas hätten, womit wir unsern Hunger stillen könnten?“

Die Frauen hatten noch immer nicht begriffen und rücker in ihrer Furcht dicht zusammen. Der Notar indes schickte sich an, dem harmlosen Burischen Milch und Brot zu geben, damit er beides nach oben trage. Er bat ihn, ja recht vorsichtig zu sein.

„Oh, Panie,“ lächelte der Russe überlegen, „uns findet man nicht! Nein!“ Und er schüttelte zuversichtlich den Kopf.

Mit unhörbaren Schritten schlich er wieder nach oben.

Der Notar beruhigte nun Frau und Tochter. Sie waren so erschöpft, daß sie sich jetzt willig zu Bett begaben und sogleich in einen schweren, dumpfen Schlaf fielen.

Der Notar allein wachte weiter.

Seine Gedanken waren mit peinvoller Erwartung auf den nahenden Morgen gerichtet. . .

*

Die Ereignisse an diesem Morgen überstürzten sich.

Um die fünfte Stunde hub draußen vor der Stadt ein wütendes Gewehrfeuer an, dem eine kurze, schwere Kanonade vorausgegangen war. Die Oesterreicher gingen im Sturm vor. Die Russen wichen erst zögernd, dann immer eiliger zurück, bis schließlich ihre Zurückweichen in loylose Flucht ausartete. Sie durchkragten die Stadt in wütendem Lärm und waren plötzlich verschwunden, wie ein nächtlicher Spuk.

Während die Oesterreicher einzogen, kam die Stadt allmählich wieder zu sich. Die Nacht hatte wie ein Ab auf ihr gehaftet. Nun eilten alle auf die Straßen, hatten frohe Gesichter und waren laut und wie befreit.

Im Zimmer des Notars erschien um diese Zeit mit strahlendem Gesicht der Offizier. Er schüttelte dem Alten die Hand und umarmte ihn. Er lachte und rief doch aus: „Die armen Damen! Was werden sich die geängstigt haben! . . . Aber nun wollen wir für sie sorgen!“

Da öffnete sich die Türe bis zu einer kleinen Spalte. Durch diese Spalte steckte der zurückgebliebene Russe sein verschmitztes Gesicht. „Und ich, Panie Leutnant?“

Sowohl der Notar als auch der Offizier brauchen in anhaltendes lautes Gelächter aus. Das Gelächter des Notars freilich hätte einen dunklen, unsicheren Ton. Es wird einem doch nicht gar so leicht, zu lachen, wenn man eine lange Nacht nur sein Leber gezittert hat.

Der Offizier zog den Ruffen in das Zimmer. „Na, komm, ich will sehen, was ich für dich tun kann... Weißt du, daß diese Nacht dein Leber während einiger Sekunden nur an einem dünnen Faden hing? Hättest du nur gekuckt, ich hätte dich auf der Stelle erschossen, wenn ich mich auch damit verraten hätte!... Ja, nur an einem dünnen Faden!“

Der Notar schloß unwillkürlich die Augen. Eine sonderbare Schwäche befiel ihn. Er dachte an Frau und Kind und an sich selbst. Nur an einem dünnen Faden hing heute Nacht unser Leben,“ dachte er, „daran, ob ein simpler Barsche eine verdächtige Bewegung machen würde oder nicht...!“

Und er erschauerte leis.

Vermischtes.

* Petersburger Eindrücke eines englischen Unterhaus-Mitgliedes. In Fortsetzung seiner Berichte über Rußland im Kriege entwirft das Mitglied des englischen Unterhauses, Jean Malcolm, in der „Times“ ein Bild des gegenwärtigen Petersburg: „Das Leben in der Straßen von Petersburg ist merkwürdig und außerordentlich interessant. Auf den ersten Blick sieht man nur die Menge der Leute, den Verkehr und die Beleuchtung der Straßen am Abend. Doch wenn man näher und genauer hinblickt, nimmt man erst den Unterschied zwischen früher und jetzt wahr. Die Massen in den Straßen der russischen Hauptstadt besteht nicht aus den Müßiggängern, die man im Frieden sah. Ueberhaupt gehört nur ein geringer Teil der Leute zur eingeseßenen Petersburger Bevölkerung. Der größte Teil der Menge setzt sich aus Flüchtlingen zusammen, die höheren und niederen Kreisen angehören, Vermögenden und Armen. Gegenwärtig halten sich an 400.000 Flüchtlinge in Petersburg auf. Wenn man zu dieser Zahl die Scharen der Reserveoldaten und Rekruten zählt, kann man sich nicht darüber wundern, daß seit einem Jahre die Zahl der mit Nahrungsmitteln zu versorgenden um eine Million zugenommen hat. Es ist äußerst schwierig, das Problem der Unterhaltung dieser Leute einigermaßen zu lösen. Auch der Wagenverkehr bietet ein ganz neues Bild. Die Luxusautomobile und kostbaren Gespanne sind nur noch eine schöne Erinnerung. Man sieht nur Militärautos, Ambulanzwagen und mit Gepäck aller Art beladene Troikas. Das Leben am Abend gleicht ungefähr dem in London und Paris, nur mit dem Unterschiede, daß die Verdunkelungsvoorschriften lange nicht so streng sind. Die Zahl der gutbesetzten Theater hat sich verringert. Um sich an den Ernst der Zeit zu erinnern, braucht man nicht lange zu suchen. In allen Straßen sieht man fortwährend Soldaten vorbeimarschieren. Die Rekruten üben nicht nur auf den Exerzierplätzen, sondern auch allenthalben in der Stadt selbst. Die Übungen beginnen bei Sonnenanfang und dauern oft bis spät in den Abend. Die Zahl der in Petersburg errichteten Lazarett ist auf 600 gestiegen. Auch der historische Palaß des Zaren, das Winterpalais, ist in ein Lazarett umgewandelt. Jede Eröffnung eines neuen Lazarett muß von religiösen Feierlichkeiten begleitet sein. Der russische Soldat würde alle Hoffnung auf Heilung verlieren, wenn das Zimmer und das Bett, in dem er liegt, nicht durch einen Priester eingeweiht wären. Hier kann man, wie so oft, die große Verbreitung des Aberglaubens erkennen.“

* Das gute Beispiel „Mensch, die keinen Großsorgenheiten mußt du dir aber jetzt als Soldat schlemmigt abgewöhnen. Barfüßleren dat gibt es nicht, nimme dir an mir ein Beispiel, — ich rieche nie gut!“

Büchertisch.

-a- Wiedergeburt. Deutsche Sonette aus Italien von Robert Sommer. Otto Kündt, Verlag, Gießen. 2 Mt. — Wenige Probleme des Krieges haben neben der praktischen auch die gefühlsmäßige Stellungnahme so notwendig herausgefordert wie Italiens Verrat am Deutschtum. Dem deutschen Geist war die Vorstellung des Treubruchs einer ganzen Nation zu fremd, als daß es für ihn schlechtlin bei der einfachen Addition von anderthalb Millionen Soldaten zu den Scharen unserer Feinde hätte bleiben können; er suchte sich auch über die psychologische Seite dieses Verrats klar zu werden. Einen Wegweiser zur Antwort auf diese Frage zeigt Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Sommer-Gießen in einer Sonettensammlung, die, vor dem Kriege entstanden, dem Verfasser zunächst nur eine poetische Abfindung mit den Erscheinungen der Renaissance bedeuten sollte, die aber eben vom Krieg über diesen Grad hinaus gehoben und zu einem Spiegelbild gemacht wird, in dem das heutige Italien nur mehr eine flüchtige Nachahmung seiner damaligen Glanzzeit bildet. Das Eindringen des Verfassers in das Renaissanceproblem fand seinen wissenschaftlichen Niederschlag in seiner Behauptung der Zusammenhänge zwischen Renaissance und Regenerationsbestrebungen; die vorliegende Sonettensammlung bildet die Gestaltung des inneren Erlebens, das das

Studium begleitete. In einunddreißig Sonetten fand der Verfasser die Form dafür. „Mit Meisterhand“, so heißt es in einer Besprechung der Sammlung durch Herm. Maceo im „Deutschen Verole“, „sind hier historische Ereignisse und Werke der Kunst in den Kreis philosophischer Betrachtungen gezogen, aus denen sich schließlich zusammenfassend der Renaissancegedanke als festes Gefüge ergibt. Würde uns der Dichter nicht selbst sagen, daß seine Besten schon vor dem blutigen Völkerring entstanden seien, dann könnte man sie vielsach gerade im Hinblick auf diesen betrachten, so aber muten sie uns an wie eine Verbesung... Und immer wieder tritt versöhnend zwischen Schein und Heuchel der Renaissancegedanke, die Züversicht zu einer durch das Deutschtum erzwungenen Wiedergeburt der Renaissance. Laufend Anregungen sprühen aus den Worten des Dichters, und so werden die Verehrer des klassischen Bodens in seiner Schrift Befriedigung und Genuß in reichem Maße finden.“

Diese Gedanken machen Sommers Buch wertvoll; ihr poetischer Ausdruck hat im Sonett wohl die beste Möglichkeit gefunden, das feiner Struktur nach der Gestaltung von Gegenständen, von lyrischen Steigerungen am besten zu dienen scheint: Die beiden Terzinen am Schlusse haben in ihrem raskeren, flüssigeren Gang die langsamere Majestät der vorderen Vierzeiler zusammenzufassen, zu verstärken, und müssen die Disharmonie des Aufbaues, die sich aus der verschiedenen Strophenlänge ergibt, durch die stärkeren, klingenderen Worte ausgleichen, wie es die Maler der Renaissance verstanden, eine ganze Figur durch das Flattern eines Bandes, durch eine Gewandfalte ins Ebenmaß zu bringen. Das ist dem Dichter, der eine feste, klare Sprache seinem Zweck dienlich macht, durchweg gelungen, so daß manche seiner Sonette den einheitlichen Zusammenklang zwischen Ton und Gedanken schwingen lassen, der den ästhetischen Wert des Verses bestimmt; hier fordert das Sonett in seiner festen Form die Kunst des Siefers, die die Berechnung des kostbaren, flüssigen Metalls dem Ausmaß der Föhlung genau anpassen befähigt ist. Die Lektüre der Sammlung bedeutet neben dem positiven Gewinn an gedanklichem Rüstzeug dem Leser auch die Freude der Teilnahme an einer reich geschauten Empfindungswelt.

Siefener Hausfrauen-Verein.

Kochvorführungen Neustadt 61:

- Nr. 51—100 Montag, 6. März, 8¼ Uhr,
- Nr. 101—150 Mittwoch, 8. März, 8¼ Uhr,
- Nr. 151—200 Donnerstag, 9. März, 4½ Uhr,
- Nr. 201—250 Montag, 13. März, 8¼ Uhr.

Wochen-Küchenzettel.

Sonntag: Königinjuppe aus Suppenwürfel, Schmorbraten mit Rosenkohl und Kartoffeln.

Montag: Kartoffelsuppe aus Knochen vom Braten vom Tage vorher, Sauerkraut, Kartoffelbrei und Leberkäse.

Dienstag: Hahnsuppe, Leipziger Merle und Weispfannkuchen.

Mittwoch: Griechensuppe, Grünkorn-Trisandellen und Kartoffelgemüse.

Donnerstag: Weißkraut mit Hammelfleisch und Kartoffeln (Entpöfergericht).

Freitag: Suppe von Erbsenmehl, Gebadener Schellfisch mit Kartoffelsalat.

Samstag: Suppe, Blumenkohl-Auskopf*) und Kartoffeln.

Kochanweisungen.

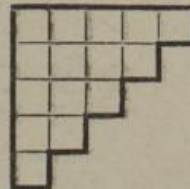
Blumenkohl-Auskopf: 3 Eier (Eiweiß), ¼ Bund Mehl, 1 Liter Magermilch, 50 Gramm reines Fett, Salz. Blumenkohl wird abgekocht, in eine ausgefrischene Form gelegt. 6 Eßlöffel Milch zurückbehalten, die übrige Milch mit Fett und Mehl auf dem Feuer abgerührt. Nach dem Erkalten Eier und die übrige Milch hinzu, 6 Eßlöffel geriebenen Schweizerkäse darunter, alles über dem Blumenkohl gegossen, 1 Stunde gebacken.

*) Siehe Kochanweisung.

Magisches Dreieck.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a d e e e e i k l l r r r derart einzutragen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichstehend folgendes bedeuten:

1. Einen Raubvogel.
2. Ein Zahlwort.
3. Teil des Rheines.
4. Ein Nahrungsmittel.
5. Einen Buchstaben. (Anst. in nächst. Nr.)



Auflösung des Palindroms in voriger Nummer: Rettig - Gitter.